Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 15. 5. 1938 | Nr. 20

Trutz-Feste Groß-Friedrichsburg.

Ein Wahrzeichen der kolonialen Bestrebungen des Großen Kurfürsten.

Von **Haase-Halver.**

Die Ruine Groß-Friedrichsburg liegt hart an der Goldküste, und zwar auf einem nicht sehr hohen Berg. Doch da das umliegende Gelände flach ist, beherrscht sie schon durch ihre Lage das Landschaftsbild. Das ganze Bauterrain wirkt wie ein großes Viereck. Nach der Seeseite zu ist noch eine gradlinige Brustwehr mit Schießscharten erkennbar. Wir sahen sogar noch einige Kanonenrohre herumliegen. Die Landseite wirkt am verfallensten. Im Innern der alten Feste stehen die Mauerreste der Hauptgebäude; sie müssen mehrere Stockwerke hoch gewesen sein und besaßen zum Teil riesige Hallen. Man kann aber noch gut zwischen dem Gemäuer herumgehen, da die Engländer sich bemühen, Groß-Friedrichsburg vor Versandung und Buschwerk bis auf die Grundmauern zu befreien. Sie scheinen auf diese Arbeit stolz zu sein; denn sie haben an einer weithin sichtbaren Stelle ihre Flagge gehißt.

Bei seinem Aufenthalt in Holland hatte der Kurfürst erkannt, zu welch einem Wohlstand ein Volk durch Handel mit anderen Erdteilen kommen kann. Diese wirtschaftliche Erkenntnis formulierte er: „Seefahrt und Handlungen sind die Säulen eines Etats“, und dementsprechend bemühte er sich, Teilnehmer für eine überseeische Handelsgesellschaft zu gewinnen. Er hatte dabei zahllose Schwierigkeiten zu überwinden, nicht bloß finanzielle, sondern vor allem auch biologische; denn die Schrecknisse des Dreißigjährigen Krieges hatten eine allgemeine Mutlosigkeit hinterlassen — der kleine Krämerverdienst im Heimatlande wurde den weitgehenden Unternehmungen vorgezogen.

Endlich — im Juli 1680 — konnte der Große Kurfürst zwei Seebriefe für die Kapitäne Bartelsen und Blonck ausstellen, von denen der erstere die Fregatte „Wappen von Brandenburg“, letzterer das Schiff „Morian“ führen sollte. Gleichzeitig beauftragte er den Grafen Dönhoff, „daß er auf zwei Schiffe, welche seine Churfürstliche Durchlaucht nach Guinea schicken, zwantzigk guthe Musquetiere nebst 2 Unterofficieren, von den in Preußen stehenden Regimentern zu Fuße zu geben und selbige gehörig zu mundiren habe.“ Wenn auch der Erfolg dieser Expedition kein vollkommener war, da die Holländer trotz des Friedens die „Wappen von Brandenburg“ konfiszierten und die „Morian“ zwangen, die afrikanischen Gewässer wieder zu verlassen, so gelang es doch Kapitän Blonck, an der Goldküste einen Vertrag mit einigen Häuptlingen abzuschließen, durch welchen diese — „2 Perpetuanen, 1 Rappire, 1 Hut, 2 zinnerne Schüssel, 2 Faden türkische Estoffe, 1 Kleidchen und 1 Flagge“ — sich der Oberhoheit des Kurfürsten von Brandenburg unterwarfen. Auf Grund dieses Vertrages, der am 16. Mai 1681 abgeschlossen wurde, erfolgte später die Anlage der Feste Groß-Friedrichsburg; 1681 kann also als das Gründungsjahr der brandenburgischen Kolonieerwerbung gelten.

Am 27. Dezember 1682 gingen an der Goldküste abermals brandenburgische Fregatten vor Anker. Von den Häuptlingen, mit denen der Kapitän Blonck im vorhergehenden Jahr seinen Vertrag abgeschlossen hatte, lebte nur noch einer.

Schon im Januar 1683 wurde mit dem Bau der Feste begonnen. Die Arbeit wurde nach Möglichkeit beschleunigt, da jeden Augenblick Feindseligkeiten von den Holländern oder den von ihnen beeinflußten Negerstämmen zu erwarten waren. Es erschien auch bald ein Abgesandter von dem holländischen Fort Elmina, um Einspruch gegen die Besitzergreifung zu erheben. Es wurde ihm bewiesen, daß der Landstrich von den Schwarzen gekauft sei, also rechtmäßig unter brandenburgischer Herrschaft stände. Daraufhin erfolgte zwar kein Angriff seitens der Holländer, wohl aber versuchte ein von ihnen aufgewiegelter Eingeborenenstamm, sich der noch im Bau befindlichen Feste zu bemächtigen. Major von der Groeben, der Kommandant, berichtet hierüber: „. . . Mir war bey der Sache nicht wohl zu muthe; denn unser waren ungefähr 50 Mann, diejenige vom Schiff mitgezehlt, dabei hatten wir 200 wohl armirte Schwartzen . . . Wir höreten auch etliche 1000 Mann ein halbe Viertel Weges von uns im Gebüsche stets mit ihren Musqueten platzen. Da nun der Feind, welcher vielleicht gemeint, wir sollten vor Schrecken lauffen, in stetem Feuer zu uns genahet, befahl ich mit einer sechspfündigen Kugel unter sie zu schießen, welche recht in den größesten Haufen geschlagen. Zugleich hatte der Krieg ein Ende, weil die Mohren nichts weniger als das grobe Geschütz vertragen können, sie höreten auf zu schießen und lieffen in aller Geschwindigkeit davon, denen unsere Schwartzen noch ein ziemliches Stück nachsetzten.“

Im Februar 1684 erreichten wieder zwei brandenburgische Fregatten die Goldküste. Sie brachten den größten Teil des Baumaterials für Groß-Friedrichsburg, sogar Steine und Kalk. Die Ankunft der Schiffe war um so willkommener, da die Besatzung der Feste infolge des Fiebers und der Kämpfe auf 16 Mann zusammengeschmolzen war. Der leitende Ingenieur, Kapitän von Schnitter, konnte nun mit dem eigentlichen Ausbau des Forts beginnen. Die Hauptgebäude im Innern wurden jetzt aus Steinen errichtet. Auch der Wall bekam Steinbefestigungen, er wurde sogar mit Kasematten ausgemauert. Groß-Friedrichsburg glich in der Gesamtform schließlich einem regelmäßigen Viereck mit vier Bastionen.

Im Laufe von wenigen Jahren ließ der Große Kurfürst noch drei andere, allerdings kleinere Befestigungen an der Goldküste errichten. Man muß den Unternehmungsgeist dieses Herrschers bewundern, zumal er fast zur selben Zeit auch in Amerika eine Niederlassung erworben hatte und sogar schon Vorbereitungen traf, um eine „Ostindische Handelsgesellschaft“ ins Leben zu rufen und eine Expedition nach China und Japan auszurüsten. Ein genaueres Eingehen auf die Geschichte dieser Gründungen liegt außerhalb dieser Abhandlung, aber die Erwähnung ist nötig, um einen Begriff zu geben, wie weltumspannend die Kolonialpläne des Großen Kurfürsten waren.

Die Holländer, welche das Emporblühen Groß-Friedrichsburgs schon seit den ersten Anfängen neidisch verfolgten, erschien bald jedes Mittel recht, um die lästige Konkurrenz zu beseitigen. Mit List und überlegener Gewalt bemühten sie sich, in den Besitz der brandenburgischen Schiffe zu gelangen. An der afrikanischen Küste lockten sie die befehlführenden Beamten aus den Verschanzungen und setzten sie gefangen. Sie zogen sogar bis in die Nähe von Groß-Friedrichsburg und forderten den Kommandanten zur Übergabe auf. Da der Kommandant alle Unterhandlungen ablehnte, versuchten sie, die Negerstämme den Brandenburgern abwendig zu machen, um mit deren Unterstützung das Fort zu erobern. Es ist ein Zeichen von der kolonialen Fähigkeit der Brandenburger, daß es den Holländern nicht gelang — selbst nicht unter Drohung eines allgemeinen Blutbades — die Neger zum Abfall von Groß-Friedrichsburg zu verleiten. Die Holländer mußten sich schließlich auf eine Blockade von der Seeseite aus beschränken.

Die Nachricht von diesen Vorfällen war für den Kurfürsten eine große Enttäuschung, vielleicht die größte seines Lebens. Er hatte unzählige Opfer gebracht und seinen ganzen politischen Einfluß eingesetzt, um Brandenburg auch zur See mächtig zu machen. Seine Pläne erlitten durch den feindseligen Neid des damals mächtigsten Seestaates einen harten Stoß. Den kurfürstlichen Abgesandten, Rat von Dienst und Marinedirektor Raul, gelang es zwar, im Haag das volle Recht des Kurfürsten auf seine afrikanischen Besitzungen anerkannt zu sehen, aber die Diplomatie konnte nicht verhindern, daß an der Goldküste weitere ungerechte holländische Verwicklungen entstanden. Der Kriegsfall war gegeben und er würde aller Wahrscheinlichkeit nach auch eingetreten sein, wenn nicht plötzlich der Tod des Großen Kurfürsten erfolgt wäre.

Mit dem Gründer der brandenburgischen Kolonie wurde auch deren tatkräftigster Beschützer zu Grabe getragen. Die Kolonie blieb sich lange Zeit selbst überlassen. Die Nachfolger erkannten die zukunftsreiche politische Aufgabe nicht, die dem Großen Kurfürsten bei seinen Kolonialbestrebungen vorgeschwebt hatte. Damit war zugleich auch der Wille und die Fähigkeit verloren gegangen, diesen Unternehmungen einen dauernden Bestand zu sichern.

Am 18. Dezember 1717 verkaufte Friedrich Wilhelm I. die Feste Groß-Friedrichsburg an die Niederländisch-westindische Compagnie für 6000 Dukaten und „vier junge wohlgemachte Neger mit güldnen Halsbändern!“

Mutter sein, heißt kleine Atemzüge hören und leise Herzschläge, scharfäugig werden wie ein Tier des Waldes für alle Gefahren, mutig sein im Stillen, wie kein lauter Mann in Waffen, schaffen mit allem Blut, das gegeben ist, über sich hinauswachsen in allen Fähigkeiten des Wachsens, Hungerns, Liebens und Handelns, vor allem aber sorgen.

Mutter sein, heißt in Sorgen glücklich sein.

Ludwig Finckh.

Breslau, Fest der deutschen Leibesübungen

In der Reihe der großen europäischen Turnfeste — das finnische Turnfeste im Juni, das 10. Allslawische Sokolfest mit den Turn-Weltmeisterschaften vom 1.—8. Juli und das Luxemburgische Turnfest vom 16.—18. Juli — wird das große Fest der deutschen Leibesübungen in Breslau in der Zeit vom 24.—31. Juli einen besonderen Raum einnehmen. Dieses Deutsche Turn- und Sportfest zu Breslau steht in seiner traditionellen Bindung auf dem Rücken der großen Feste der Leibesübungen aus der Vergangenheit, die im Jahre 1860 mit dem Turnfest in Coburg begannen, und in Stuttgart 1933 mit dem 15. Deutschen Turnfest ihren Abschluß fanden. Mit dem Wachsen des modernen Sports wurden neben den Turnfesten im Jahre 1922 die Deutschen Kampfspiele eingerichtet, die 1934 in Nürnberg ebenfalls zum letzten Mal stattfanden. Über die Turnfeste und Kampfspiele hinaus wird nun vom Deutschen Reichsbund für Leibesübungen, der alle Sporttreibenden Deutschlands umfaßt, das Fest der Leibesübungen in einem noch nie dagewesenen Umfang in Breslau durchgeführt.

Zum ersten Mal wird sich die leistungsmäßig wertvolle Breitenarbeit, wie sie früher die Deutschen Turnfeste boten, und die auch vom internationalen Wertmesser aus höchste Leistungsfähigkeit des deutschen Volks, wie sie die Deutschen Kampfspiele darstellten, vereint darbieten. Am 22. Juni 1937 gab der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler die Genehmigung für die Durchführung des Deutschen Turn- und Sportfestes.

Die Geschichte von einer Mutter.

Von **H. C. Andersen.**

Da saß eine Mutter bei ihrem kleinen Kinde, sie war so betrübt und besorgt, daß es sterben möchte. Es war so bleich, die kleinen Augen hatten sich geschlossen, es atmete leise und zuweilen mit einem tiefen Zug, als ob es seufzte; und die Mutter sah noch trauriger auf das kleine Wesen.

Es klopfte an die Tür, und da kam ein armer alter Mann, der wie in eine Pferdedecke gehüllt war, denn die wärmt, und ihn fror. Es war ja ein kalter Winter, draußen lag alles voll Eis und Schnee, und der Wind blies, daß es einem ins Gesicht schnitt.

Und da der alte Mann vor Kälte bebte und das Kind einen Augenblick schlief, so ging die Mutter hin und stellte Bier in einem kleinen Topf in den Ofen, daß es warm für ihn werden möchte; und der alte Mann saß und wiegte, und die Mutter setzte sich auf den Stuhl dicht neben ihn, betrachtete ihr krankes Kind, das tief Atem holte, und hob die kleine Hand empor.

„Glaubst du nicht auch, daß ich es behalten werde?“ sagte sie. „Der liebe Gott wird es mir nicht nehmen!“

Und der alte Mann, es war der Tod selbst, der nickte sonderbar, das konnte ebensogut ja als nein bedeuten. Die Mutter schlug die Augen nieder, und die Tränen rollten ihr über die Wangen. Ihr Haupt wurde schwer, in drei Nächten und Tagen hatte sie ihre Augen nicht geschlossen, und nun schlief sie, aber nur einen Augenblick, dann fuhr sie empor und zitterte vor Kälte. „Was ist das?“ sagte sie und blickte nach allen Seiten; aber der alte Mann war fort, und ihr kleines Kind war fort, er hatte es mitgenommen, und dort in der Ecke schnurrte und schnurrte die alte Uhr, das große Bleigewicht lief gerade bis auf den Fußboden, bum! und da stand auch die Uhr still.

Aber die arme Mutter lief aus dem Haus und rief nach ihrem Kinde.

Draußen, mitten im Schnee, saß eine Frau in langen, schwarzen Kleidern, die sagte: „Der Tod ist in deinem Zimmer gewesen, ich sah ihn mit deinem kleinen Kinde davoneilen, er geht schneller als der Wind, er bringt nie wieder, was er nahm!“

„Sage mir nur, welchen Weg er eingeschlagen hat!“ sagte die Mutter, „Zeige mir den Weg an, und ich werde ihn finden!“

„Den kenne ich“, sagte die Frau in schwarzen Kleidern, „aber ehe ich ihn dir sage, mußt du mir erst alle die Lieder vorsingen, die du deinem Kinde vorgesungen hast; ich liebe sie, ich habe sie früher gehört, ich bin die Nacht, ich sah deine Tränen, während du sie sangest!“

„Ich will sie alle, alle singen“, sagte die Mutter, „aber halte mich nicht auf, damit ich ihn erreichen, damit ich mein Kind finden kann!“

Aber die Nacht saß stumm und still; da rang die Mutter die Hände, sang und weinte, und es waren viele Lieder, aber noch mehr Tränen; und dann sagte die Nacht: „Gehe rechts in den dunklen Tannenwald, dahin sah ich den Tod den Weg mit deinem kleinen Kinde nehmen!“

Tief in dem Walde kreuzten sich die Wege, und sie wußte nicht mehr, wohin sie gehen sollte. Da stand ein Dornbusch, es waren weder Blätter noch Blumen an ihm, es war ja auch in der kalten Winterszeit, und es lag Schnee und Eis auf seinen Zweigen.

„Hast du nicht den Tod mit meinem kleinen Kinde vorbeigehen sehen?“

„Ja!“ sagte der Dornbusch, „aber ich sage dir nicht, welchen Weg er genommen hat, wenn du mich nicht erst an deinem Herzen erwärmen willst. Ich erfriere, ich werde ganz und gar zu Eis!“

Und sie drückte den Dornbusch an ihre Brust, so fest, damit er recht erwärmt werden könnte, und die Dornen gingen in ihr Fleisch hinein, und ihr Blut floß in großen Tropfen, aber der Dornbusch trieb frische, grüne Blätter und bekam Blumen in der kalten Winternacht, so warm war es an dem Herzen einer betrübten Mutter, und der Dornbusch bezeichnete ihr den Weg, den sie einschlagen sollte.

Da kam sie an einen großen See, wo sie weder ein Schiff noch ein Boot fand. Der See war noch nicht fest genug gefroren, um sie tragen zu können, und auch nicht offen und flach genug, so daß sie ihn hätte durchwaten können, und über denselben mußte sie hinüber, wenn sie ihr Kind finden wollte. Da legte sie sich nieder, um den See auszutrinken, aber das war ja für einen Menschen unmöglich; die betrübte Mutter aber dachte, daß vielleicht ein Wunder geschehen könnte.

„Nein, das geht nicht!“, sagte der See, „laß uns beide lieber sehen, ob wir uns einigen können. Ich liebe es, Perlen zu sammeln, und deine Augen sind die beiden klarsten, die ich je erblickt habe, willst du sie in mich ausweinen, so will ich dich nach dem großen Treibhaus hinübertragen, wo der Tod wohnt und Blumen und Bäume pflegt; jeder von diesen ist ein Menschenleben!“

„O, was gebe ich nicht, um zu meinem Kinde zu kommen!“ sagte die betrübte Mutter, und sie weinte noch mehr, und ihre Augen sanken auf den Grund des Sees und wurden zwei köstliche Perlen; aber der See erhob sie, als ob sie in einer Schaukel säße, und sie flog in einer Schwingung an das jenseitige Ufer, wo ein meilenbreites, sonderbares Haus stand. Man wußte nicht recht, ob es ein Berg mit Wald und Höhlen, oder ob es gezimmert war, aber die arme Mutter konnte es nicht sehen, sie hatte ja ihre Augen ausgeweint.

„Wo werde ich den Tod finden, der mit meinem kleinen Kinde davongegangen ist?“ fragte sie.

„Hier ist er noch nicht angekommen“, sagte die alte Grabfrau, welche auf das große Treibhaus des Todes achthaben mußte. „Wie hast du dich hierherfinden können, und wer hat dir geholfen?“

„Der liebe Gott hat mir geholfen!“ sagte sie, „er ist barmherzig, und das wirst du auch sein! Wo kann ich mein kleines Kind finden?“

„Ja, ich kenne es nicht“, sagte die Frau, „und du kannst ja nicht sehen! Viele Blumen und Bäume sind über Nacht

Wann starb Gutenberg? Wo liegt er begraben?

Von Dr. A. Ruppel,

Direktor des Gutenberg-Museums in Mainz.

Am 17. Januar 1465 wird der Erfinder der Buchdruckerkunst Johannes Gensfleisch zum Gutenberg von dem Mainzer Erzbischof und Kurfürst Adolph von Nassau durch eine noch erhaltene Urkunde zum Hofmann ernannt. Am 26. Februar 1468 quittiert der Mainzer Bürger und Stadtsyndikus Dr. Konrad Humery, eine Druckerei-Einrichtung aus dem Nachlaß des Johannes Gutenberg erhalten zu haben. Nachweislich war also Gutenberg am 17. Januar 1465 noch am Leben und am 26. Februar 1468 bereits verstorben. Er war der letzte Träger des Namens Gensfleisch zum Gutenberg.

Nun fand der Archivar F. W. Roth im Jahre 1916 in einem von Peter Schöffer in Mainz ohne Datum „um 1475“ gedruckten Beichtbuch des Antonius Florentinus unter dem Signet des Buchdruckers am Ende des Buches folgenden Eintrag einer Hand des 15. Jahrhunderts:

> „Anno Domini 1468 uff sant blasius tag starp der ersam meinster (!) Henne Ginßfleiß, dem got gnade.“

Darnach starb also am 3. Februar 1468 ein Johannes Gensfleisch, der als ehrsamer Meister bezeichnet wird. Wenn es zu damaliger Zeit auch eine ganze Anzahl Personen gab, die Johannes Gensfleisch hießen, so können wir nach unserer Kenntnis von allen nur dem Johannes Gensfleisch zum Gutenberg den Titel eines ehrsamen Meisters beilegen. Wer also den Todestag Gutenbergs auf den 3. Februar 1468 festlegen will, kann dies getrost bis zum Nachweis des Gegenteils tun.

Da jenes — heute spurlos verschwundene — Exemplar des Schöfferdruckes, das den genannten Eintrag enthält, einmal dem Landkapitel des Niederrheingaues in Eltville gehörte, liegt der Schluß nahe, daß der Dekan dieses Kapitels, der 1473 verstorbene Eltviller Pfarrer Leonard Mengoß, diesen Eintrag gemacht habe. Leonard Mengoß war aber nicht nur Pfarrer in Eltville, sondern auch Kanoniker des St. Victorstiftes in Mainz. In letzterer Eigenschaft hat er den Johannes Gutenberg zur Beurkundung eines am 21. Juni 1457 abgeschlossenen Vertrages als Zeugen hinzugezogen. Mengoß kannte also Gutenberg persönlich. Er könnte also den Eintrag vom Tode des Erfinders sowohl in Mainz als auch in Eltville gemacht haben. Beweisen kann man es freilich nicht. Ebenso wenig kann man aber auch aus diesem Eintrag herleiten, daß Gutenberg nun in Eltville gestorben und in Eltville begraben sei; in dem Eintrag steht nichts von dem Sterbe- und Begräbnisort.

Da Erzbischof Adolph von Nassau seinen Hof nicht in Mainz, sondern in der Burg des nahe bei Mainz gelegenen Städtchens Eltville hielt, nahmen einige an, Gutenberg habe seine letzten Lebensjahre dauernd in Eltville verbracht. Das ist jedoch ein Irrtum. Denn die schon genannte Bestallungsurkunde vom 17. Januar 1465 befreit ausdrücklich Gutenberg auf Lebenszeit von dem Folgedienst; er brauchte also nicht an den Hof nach Eltville zu kommen. Dieselbe Urkunde befreit ihn aber auch von Wachen, Abgaben und anderen Diensten und Lasten, die die anderen Bürger und Einwohner der Stadt Mainz zu tragen hatten. Diese Vergünstigung hatte für Gutenberg nur Sinn und Wert, wenn er Einwohner der Stadt Mainz war und es auch fernerhin bleiben sollte. Und noch ein Drittes besagt die Bestallungsurkunde vom 17. Januar 1465. In ihr verspricht der Erzbischof, seinem Hofmann Gutenberg die Leibesnahrung, bestehend in 20 Malter Korn und 2 Fuder Wein, Jahr für Jahr abgabefrei in seine Behausung in der Stadt Mainz zu liefern unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dieser sie weder verkaufen noch verschenken dürfe, sondern in seinem eigenen Haushalt verbrauchen müsse. Diese alljährliche Nahrungsmittel-Lieferung nach Mainz für den persönlichen Verzehr durch Gutenberg ist der stärkste Beweis dafür, daß der Erfinder der Buchdruckerkunst nicht Dauergast der Eltviller Hoftafel sein, sondern auch in seiner Eigenschaft als Hofmann des Mainzer Erzbischofs seinen Wohnsitz in seiner Vaterstadt beibehalten sollte und wollte. Die Lebensmittel-Lieferung nach Mainz kann nur als Abgeltung des den anderen Hofleuten des Erzbischofs zustehenden Rechtes, an der kurfürstlichen Hoftafel in Eltville speisen zu dürfen, betrachtet werden. Gutenberg kann also nicht dauernd, sondern nur gelegentlich in Eltville geweilt haben.

Einige beziehen — allerdings mit Unrecht — die in dem Brief des Pariser Professors Wilhelm Fichet an seinen Kollegen Robert Gaguin vom 1. Januar 1472 enthaltene Mitteilung, daß der Erfinder der Druckkunst Johannes Gutenberg „nicht weit von der Stadt Mainz gewesen“ sei, auf Eltville. In dem Briefe Fichets ist diese Stadt weder genannt noch auch nur angedeutet.

Wenn Gutenberg seinen Wohnsitz in den letzten Lebensjahren in der Stadt Mainz beibehielt, so dürfen wir auch annehmen, daß er auch in seiner Vaterstadt starb. Auf Mainz als Sterbeort Gutenbergs müssen wir aber auch noch aus anderen Gründen schließen. Der in Mainz wohnende Dr. Konrad Humery bezeichnet die im Nachlaß Gutenbergs vorgefundene Druckerei als sein Eigentum, und er verspricht dem Kurfürsten, diese Druckerei nur „innerhalb der Stadt Mainz und nirgend anderswo zu gebrauchen“, wolle er sie aber verkaufen, so solle bei gleichem Angebot ein eingesessener Bürger der Stadt Mainz das Vorkaufsrecht haben. Aus diesen Angaben der Quittung des Dr. Humery vom 26. Februar 1468 geht hervor, daß die genannte Druckerei in Mainz war, wo sowohl der Eigentümer als auch der Inhaber wohnten, und auch künftig nach dem Willen des Kurfürsten und dem Versprechen des Humery in Mainz bleiben sollte. Da also die Druckerei, die der Erfinder bis zu seinem Tode besaß, in Mainz war, können wir annehmen, daß Gutenberg auch in Mainz starb.

Dafür aber, daß der Erfinder der Buchdruckerkunst in Mainz begraben wurde, haben wir ein absolut gesichertes direktes Zeugnis in der Grabschrift des Adam Gelthus, die dieser als Kaplan des Nicolausaltars von Eltville in einem Mainzer Druck des Jahres 1499, also 31 Jahre nach dem Tode Gutenbergs, veröffentlichte. Da Adam Gelhus ein Verwandter des Erfinders war und vor seiner Übersiedlung nach Eltville Kaplan des der Gutenberglinie der Gensfleisch zuständigen Nicolausaltars in der Quintinskirche zu Mainz gewesen war, und da die Veröffentlichung der Grabschrift zu einer Zeit ererfolgte, als in Mainz noch eine ganze Anzahl von Persönlichkeiten lebte, die um Gutenberg und sein Grab Bescheid wußten, wird die Glaubwürdigkeit seiner Nachricht stark erhöht. Diese Grabschrift aber preist den Erfinder der Buchdruckerkunst, der sich um jede Nation und jede Sprache ein unsterbliches Verdienst erworben habe und sagt am Schluß: „Seine Gebeine ruhen in der Kirche des hl. Franciscus zu Mainz“.

Diese klare und gesicherte Angabe findet noch eine Bestätigung durch den Zusatz, den ein späterer Abkömmling aus der großen Gensfleisch-Familie Maximilian zum Jungen, dem Manuskript der 1481 geschriebenen Mainzer Chronik hinzufügte, daß Johannes Gutenberg aus der Familie Gensfleisch bei seinen Vorfahren in der Mainzer Franziskanerkirche beerdigt worden und dort sein Totenschild mit dem Familienwappen aufgehängt worden sei. Nachweislich liegen Vorfahren Gutenbergs in der Mainzer Franziskanerkirche begraben; dadurch wird die Mitteilung des Maximilian von Jungen ihrerseits erhärtet.

Diese Grabeskirche Gutenbergs ist leider vom Erdboden verschwunden. Sie wurde 1742 niedergelegt. An ihrer Stelle erbaute man eine prachtvolle Jesuitenkirche, die aber im Jahre 1793 zusammengeschossen und nachher ebenfalls abgebrochen wurde. Heute zieht durch den Leib der Kirche eine Straße, die den Namen Schöffers trägt. Sie ist an der Stelle der Kirche nur auf der Stelle bebaut, wo der ehemalige Chor stand. Auf der anderen Seite der Straße, wo ehemals der größte Teil des Schiffes dieser Kirche lag, befindet sich ein unbebauter Platz. Da Gutenberg als Laie mit Sicherheit nicht im Chor, sondern im Schiff der Kirche begraben wurde, ist diese Stelle heiliger Boden. Denn unter ihm ruht Johannes Gutenberg. Dieser Platz ist zur Zeit noch in einem unwürdigen Zustand. Jedoch hat die Mainzer Stadtverwaltung beschlossen, ihn in einen sakrealen Bezirk umzuwandeln und durch ein Grabmonument als die Stätte zu bezeichnen, an der der größte Sohn dieser Stadt seinen letzten Schlaf schläft. (Nachweise und Belege in dem Büchlein „Eltville als Frühdrucksstadt“, Mainz 1938).

Im Jahre 1940, also in zwei Jahren, wird die gesamte zivilisierte Welt das erste Halbjahrtausend der Buchdruckerkunst feiern, die von Mainz aus das ganze Erdenrund in friedlicher Weise eroberte und Mutter allen modernen Fortschrittes in der Welt geworden ist. Wie die ersten Jünger Gutenbergs vor 500 Jahren von Mainz aus die neue unerhörte Erfindung in die anderen Städte und Länder hinaustrugen, so werden im Jahre 1940 die Buchdrucker der Welt, aber auch viele Tausende anderer, die ein dankbares Gefühl dem Mann gegenüber haben, der ihnen dieses wichtigste Instrument ihrer Bildung geschaffen und geschenkt hat, nach der Stadt Mainz pilgern, um an dem Grab Gutenbergs dem Meister zu huldigen, der eines der größten Genies, ein Entfeßler von ihm selbst nicht geahnter dämonischer Kräfte, aber auch einer der größten Wohltäter der Menschheit war.

Wir sind die Jugend, die neue Zeit
Wir kommen aus Not, wir wuchsen im Leid.
Die Herzen voll Liebe und gläubigem Mut
so kämpfen wir um das heiligste Gut:
Heimat, um deine Erde.

Tausende ziehen im gleichen Schritt.
Tausende Herzen, sie schlagen mit.
Trotz aller Zwietracht, trotz Haß und Neid,
schmieden wir Jungen die Einigkeit.
Heimat, für deine Erde.

Ma: Zweigelt.

Deutsches Jugendschutzgesetz.

Die Deutsche Regierung hat am 1. Mai ein Jugendschutzgesetz verabschiedet, das alle einschlägigen Bestimmungen auf diesem Gebiet, die bisher auf verschiedene Gesetze und Verordnungen verteilt waren, zusammengefaßt. Der Schutz jugendlicher Arbeiter wird bis zum 18. Lebensjahr ausgedehnt. Hierbei wird den Arbeitskräften bis zum 16. Lebensjahr ein größerer Schutz gewährt als denen zwischen dem 16. und 18. Lebensjahr. Die wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes sind die folgenden:

Die Schutzbestimmungen werden auch auf Familienbetriebe ausgedehnt. Sofern es sich um eigene Kinder handelt, gelten die gesetzlichen Vorschriften nur als Richtlinien mit moralischer Wirkung. Wenn die moralische Anregung nicht ausreicht, kann die Aufsichtsbehörde bindende Vorschriften erlassen. Für jugendliche Arbeiter soll grundsätzlich die achtstündige Arbeitszeit gelten. Auf diese Zeit wird jedoch der Unterricht in den Berufsschulen auch dann eingerechnet, wenn er außerhalb der eigentlichen Arbeitszeit abgehalten wird. Jugendliche unter 16 Jahren dürfen nicht länger als 8 Stunden beschäftigt werden. Ausgenommen sind lediglich ausgesprochene Notfälle. Eine Überarbeit bei besonderen Anlässen wie Abschlußarbeiten ist nur um eine halbe Stunde zulässig. Bei achtstündiger Arbeitszeit muß eine halbstündige Arbeitspause gewährt werden, die in die Arbeitszeit eingerechnet wird. Das Verbot der Nachtarbeit ist auch auf jugendliche Arbeiter zwischen dem 16. und 18. Lebensjahr ausgedehnt worden. Nur in der zweiten Schicht kontinuierlich arbeitender Betriebe ist für Jugendliche eine Ausdehnung der Arbeitszeit bis 23 Uhr gestattet. Am Sonnabend muß die Arbeit der Jugendlichen um 14 Uhr schließen, damit der Jugend ein freies Wochenende gesichert ist. Auch hier sind die wenigen Ausnahmen genau festgelegt. Für eine ausfallende Sonnabendnachmittagsruhe muß ein freier Nachmittag in der Woche gewährt werden; das gleiche gilt für den Sonntag. Für bestimmte Wirtschaftszweige wie Verkehrs- und Gastwirtschaftsgewerbe gelten Ausnahmebestimmungen. Der Urlaub wird für Jugendliche bis zum 16. Lebensjahr auf 15 Tage, für Jugendliche vom 16.—18. Lebensjahr auf 12 Tage festgesetzt. Der Urlaub erhöht sich auf 18 Tage, wenn er zum größeren Teil in einem Jugendlager verlebt wird.

Die Neuordnung tritt, um eine Anpassung zu ermöglichen, erst am 1. Januar 1939 in Kraft. Am gleichen Tage wird eine neue Verordnung über die Arbeitszeit erwachsener Personen wirksam. Beide neugetroffenen Regelungen sollen später in ein Arbeiterschutzgesetz hineingearbeitet werden, an dem im deutschen Arbeitsministerium seit einigen Jahren gearbeitet wird.

verdorrt, der Tod wird bald kommen und sie umpflanzen! Du weißt wohl, daß jeder Mensch seinen Lebensbaum oder seine Blume hat, je nachdem ein jeder beschaffen ist; sie sehen wie andere Gewächse aus, aber sie haben Herzschlag; das Kinderherz kann auch schlagen! Halte dich daran, vielleicht erkennst du den Herzschlag deines Kindes, aber was gibst du mir, wenn ich dir sage, was du noch mehr zu tun hast?“

„Ich habe nichts zu geben“, sagte die betrübte Mutter, „aber ich will für dich bis ans Ende der Welt gehen!“

„Ja, da habe ich nichts zu schaffen“, sagte die Frau, „aber du kannst mir dein langes schwarzes Haar geben, du weißt wohl selbst, daß es schön ist, und mir gefällt es! Du kannst mein weißes dafür bekommen, das ist doch immer etwas!“

„Verlangst du weiter nichts“, sagte sie, „das gebe ich dir mit Freuden!“ Und sie gab der Alten ihr schönes Haar und erhielt deren schneeweißes dafür.

Dann gingen sie in das große Treibhaus des Todes, wo Blumen und Bäume wunderbar durcheinander wuchsen. Da standen feine Hyazinthen unter Glasglocken, und da standen große, baumstarke Pfingstrosen; da wuchsen Wasserpflanzen, einige recht frisch, andere kränklich, Wasserschnecken legten sich auf sie, und schwarze Krebse klemmten sich am Stengel fest. Da standen schöne Palmbäume. Eichen und Platanen, da stand Petersilie und blühender Thymian, jeder Baum und jede Blume hatten ihre Namen sie waren jeder ein Menschenleben, der Mensch lebte noch, der eine in China, der andere in Grönland, ringsumher in der ganzen Welt. Da waren große Bäume in kleinen Töpfen, so daß sie ganz verkrüppelt dastanden und nahe daran waren, den Topf zu sprengen. An manchen Stellen stand auch eine kleine langweilige Blume in fetter Erde, mit Moos ringsumher bedeckt und gepflegt. Aber die betrübte Mutter beugte sich über alle die kleinsten Pflanzen und hörte, wie in ihnen das Menschenherz schlug, und unter Millionen erkannte sie das Herz ihres Kindes wieder.

„Das ist es!“ rief sie, und streckte ihre Hand über einen kleinen blauen Krokus aus, welcher ganz krank nach der einen Seite hinüberhing.

„Berühre die Blume nicht!“ sagte die alte Frau, „aber stelle dich hierher, und wenn dann der Tod kommt — ich erwarte ihn jeden Augenblick —, dann laß ihn die Pflanze nicht ausreißen und drohe ihm, daß du dasselbe mit den anderen Pflanzen tun würdest, dann wird ihm bange werden. Er ist dem lieben Gott dafür verantwortlich, daß ohne dessen Erlaubnis keine ausgerissen werden darf.“

Auf einmal sauste es eiskalt durch den Saal, und die blinde Mutter konnte fühlen, daß es der Tod war, der da kam.

„Wie hast du den Weg hierher finden können?“ fragte er. „Wie konntest du schneller hierher gelangen als ich?“

„Ich bin eine Mutter!“ sagte sie.

Und der Tod streckte seine lange Hand nach der kleinen, feinen Blume aus, aber sie hielt ihre Hände fest um dieselbe, fest und dennoch besorgt, daß sie eines der Blätter berühren möchte. Da blies der Tod auf ihre Hände, und sie fühlte, daß dies kälter war als der kalte Wind, und ihre Hände sanken matt herab.

„Du vermagst doch nichts gegen mich!“ sagte der Tod.

„Aber das vermag der liebe Gott!“, sagte sie.

„Ich tue nur, was er will!“ sagte der Tod. „Ich bin sein Gärtner. Ich nehme alle seine Blumen und Bäume und verpflanze sie in den Garten des Paradieses, in das unbekannte Land, aber wie sie dort wachsen, und wie es dort ist, das darf ich dir nicht sagen.“

„Gib mir mein Kind zurück!“ sagte die Mutter und weinte und bat. Mit einemmal griff sie mit jeder Hand um zwei hübsche Blumen neben sich und rief dem Tod zu: „Ich reiße alle deine Blumen ab, denn ich bin in Verzweiflung!“

„Rühre sie nicht an!“ sagte der Tod, „du sagst, du seiest unglücklich, und nun willst du eine andere Mutter ebenso unglücklich machen!“

„Eine andere Mutter!“ sagte die arme Frau und ließ sogleich beide Blumen los.

„Da hast du deine Augen!“ sagte der Tod, „ich habe sie aus dem See aufgefischt, sie leuchteten so stark; ich wußte nicht, daß es die deinigen waren; nimm sie wieder, sie sind jetzt klarer als zuvor; sieh dann in den tiefen Brunnen hier nebenbei hinab, ich werde die Namen der beiden Blumen nennen, die du ausreißen wolltest, und du wirst ihre ganze Zukunft, ihr ganzes Menschenleben erblicken; sieh, was du zerstören und zugrunde richten wolltest!“

Sie sah in den Brunnen hinab, und es war eine Glückseligkeit zu sehen, wie die eine ein Segen für die Welt ward, zu sehen, wieviel Glück und Freude sich ringsum entfaltete. Und sie erblickte das Leben der anderen, und es war Trauer und Not, Jammer und Elend.

„Beides ist Gottes Wille!“ sagte der Tod.

„Welche ist die Blume des Unglücks und welche die des Segens?“ fragte sie.

„Das sage ich dir nicht!“ sagte der Tod, „aber das sollst du von mir erfahren, daß die eine Blume die deines eigenen Kindes war, es war das Schicksal deines Kindes, welches du gesehen hast, die Zukunft deines eigenen Kindes!“

Da schrie die Mutter erschrocken auf: „Welche von ihnen war mein Kind? Sage mir das; erlöse das Unschuldige! Befreie mein Kind von all dem Elend, trage es lieber fort! Trage es in Gottes Reich! Vergiß meine Zähren, vergiß meine Bitten und alles, was ich gesagt und getan habe!“

„Ich verstehe dich nicht!“ sagte der Tod. „Willst du dein Kind zurückhaben oder soll ich mit ihm da hineingehen, wo du nicht weißt, wie es ist?“

Da rang die Mutter ihre Hände, fiel auf die Knie und betete zum lieben Gott: „Erhöre mich nicht, wenn ich gegen deinen Willen, welcher der beste ist, bitte! Erhöre mich nicht. Erhöre mich nicht!“ Und sie neigte ihr Haupt auf ihre Brust herab. Und der Tod ging mit ihrem Kinde in das unbekannte Land.